

EINLEITUNG

Die Historiker an den Universitäten vermerken gegenwärtig mit Freude ein gestiegenes allgemeines Interesse am Mittelalter. Die Literaturwissenschaft kann jedoch von diesem Interesse wenig profitieren. Zu den großen Mittelalterausstellungen darf sie meist nur illustrierte Handschriften beibringen. Die Lektüre von Texten in der mittelalterlichen Originalsprache nimmt selbst im Hochschulstudium der Muttersprache immer mehr ab und verschwindet in dem der Fremdsprachen so gut wie völlig. Das trifft auf alle Länder des okzidentalen Europa zu, außer auf diejenigen, wo man – wie in Italien oder auf Island – heute noch die Sprache des Mittelalters auch ohne Studium so einigermaßen versteht. Meist begnügt man sich mit Übersetzungen in die moderne Sprachform, die ihrerseits keine ästhetischen Ansprüche stellen oder gar das Original sprachkünstlerisch ersetzen wollen, wie es etwa die klassischen Übersetzungen Homers versucht hatten. Und in der Tat sind Übersetzer gegenüber einer älteren Form der eigenen Sprache gerade wegen der bestehenden Kontinuität hilfloser als gegenüber Fremdsprachen.

Der bereitwillige Griff zur Übersetzung könnte allerdings zumindest einen Vorteil haben: Er müßte die Bevorzugung der jeweils eigenen älteren Sprachstufe gegenüber fremden obsolet machen. Aber dem steht nach wie vor nicht nur die nationalphilologische Parzellierung der Literaturwissenschaft, sondern das national beschränkte kulturelle Gedächtnis überhaupt entgegen. Nicht nur Frankreich pflegt in allererster Linie sein eigenes *patrimoine* – ohne dies freilich großzügig auf die altfranzösische Sprache auszudehnen, die selbst in der französischen Literaturwissenschaft vielfach als barbarisch gilt (und daher meist einfach neufranzösisch ausgesprochen wird). In den neuesten Bänden der großartigen *Bibliothèque de la Pléiade* erscheinen unterhalb der neufranzösischen Version die altfranzösischen Originaltexte im Druck bis zum Augenpulver verkleinert. Dabei hätten es die heutigen Franzosen sprachlich etwa mit Chrétien de Troyes nur halb so schwer wie die Deutschen mit Wolfram von Eschenbach. Beide Autoren würden es aber gleichermaßen verdienen, im Original gelesen zu werden. Für Friedrich Schlegel war Wolfram von Eschenbach noch der größte deutsche Dichter und Walther von der Vogelweide für Heinrich Heine der größte deutsche Lyriker. Beraubt man sie allerdings ihrer originalen Sprachkunst, so verlieren sie in Übersetzung auch für deutsche Augen und Ohren ihr Privileg vor dem Franzosen Chrétien de Troyes, dem Provenzalen Bernart de Ventadorn oder dem Italiener Dante, ebenso wie vor anderen Autoren der gesamten Weltliteratur.

Ein Privileg sollte den im vorliegenden Buch genannten Autoren gleichwohl zugestanden werden: Sie gehören dem abendländischen Europa an, dessen Tradition ohne Zweifel bis in die neueste Zeit anhält, ja durch die europäische Einigung einen

neuen Impuls erhalten müßte. Doch diese bezieht sich in erster Linie auf die Wirtschaft, schon deutlich weniger auf die Gesellschaft, kaum jedoch auf das kulturelle Erbe. Gerade das alte Europa zeichnet sich jedoch – namentlich im 12./13. Jh. – durch eine kulturelle Homogenität aus, welche in der Geschichte nie mehr erreicht wurde, verursacht insbesondere durch eine enorme Ausstrahlungskraft Frankreichs seit ca. 1100 nach allen Richtungen. *Roman courtois* und *amour courtois* sind im Mittelalter Gemeingut von England bis Tschechien, von Norwegen bis Italien. Die Gründe für diese Ausstrahlungskraft sind immer noch nicht hinreichend geklärt; ein wesentlicher bestand jedenfalls in der besonders energischen Erneuerung der antiken Kultur in den ‚Renaissancen‘ des neunten und zwölften Jahrhunderts in diesem Teil des damaligen bzw. ehemaligen Karolingerreiches. Die Renaissance des 14.–16. Jh. ließ dann freilich den Glanz der klassischen Antike den des ‚finsternen‘ Mittelalters weit überstrahlen, was durchaus zu einem gewissen Kulturbruch führte, den auch die Mittelalterbegeisterung der Romantik nicht aufzuheben vermochte. So sind heute gewiß Homer, Sophokles, Vergil und Horaz im kulturellen Gedächtnis der Gebildeten viel fester verankert als die oben genannten bedeutenden mittelalterlichen Autoren, was nur zum geringsten Teil in dem überzeitlichen ästhetischen Wert ihrer Werke begründet liegt.

So gehört es nach wie vor zu den wichtigsten Aufgaben der mediävistischen Literaturwissenschaft, einem modernen Publikum, das bewundernd vor den gotischen Kathedralen steht, obwohl die Renaissance doch diese gotische (d. h. barbarische!) Kunst verachtet hatte, auch einen Zugang zu der aus dem gleichen Formgefühl erwachsenen mittelalterlichen Dichtung zu eröffnen. Dabei sollte es sich von selbst verstehen, daß der Blick ebensowenig wie bei der – ursprünglich von der Île de France ausgehenden – gotischen Baukunst durch Landesgrenzen beschränkt sein darf. Dieser Blick wird jedoch nach wie vor durch die Fülle der Sprachen und Werke verstellt. Zwar hat die Zusammenarbeit zahlreicher Fachgelehrten zu etlichen verdienstvollen Darstellungen der gesamten europäischen Literatur des Mittelalters geführt. Genannt seien nur der zweite Band der *Propyläen Geschichte der Literatur* (1982) und die Bände sechs bis acht des *Neuen Handbuchs der Literaturwissenschaft* (1978–1985). Aber abgesehen von den Einleitungen und dem einen oder anderen komparatistischen Artikel mußte sich hier doch der Leser selbst erst die Zusammenhänge zwischen den verschiedensprachigen Literaturen herstellen. Und Vollständigkeit wurde hier selbstverständlich von vornherein gar nicht angestrebt. Adolf Ebert hatte dies seinerzeit ab 1874 mit seiner *Allgemeinen Geschichte der Literatur des Mittelalters im Abendlande* versucht, war aber nach dem dritten und letzten erschienenen Band 1887 erst am Beginn des 11. Jahrhunderts angelangt und hatte es ganz überwiegend nur mit lateinischen Texten zu tun gehabt. Eine durchaus sinnvolle Beschränkung hatte sich aber schon diese Darstellung auferlegt, die auch später selten aufgebrochen wurde, die auf das Abendland oder – wie man jetzt meist unter Vermeidung des ideologisch belasteten Ausdrucks sagt – auf Lateineuropa. (Das berechtigt freilich noch lange nicht, die volkssprachigen Literaturen allesamt als eine Art Anhängsel der lateinischen zu betrachten, wie dies Karl Langosch 1990 in seinem

kursorischen, sich auf die Fakten beschränkenden, vom 6. bis zum 12. Jh. reichenden Überblick *Mittelalter und Europa* ohne jeden Bezug auf die Forschung unternimmt.)

Eberts in den Anfängen steckengebliebener Versuch hat offenbar eher abschreckend gewirkt. Umso größeres Aufsehen hat dann fast hundert Jahre später Karl Bertaus *Deutsche Literatur im europäischen Mittelalter* (1972–73) erregt. Aber Bertaus Konzept hat mit dem Eberts gar nichts zu tun. Trotz aller Detailschärfe an unzähligen Stellen bleibt Bertau nie dem Material verhaftet, sondern erhebt sich in seiner von Walter Benjamin inspirierten geschichtsphilosophischen Sicht weit darüber hinaus, privilegiert freizügig die ihm wichtig erscheinenden Befunde zugunsten anderer und zeigt stets den Mut zur Lücke. Ausgangspunkt ist die allgemeine Geschichte des mittelalterlichen Reiches (*Imperium Romanum*) und seiner Nachbarn von Karl dem Großen bis ca. 1220, aus welcher sich dann die behandelten literarischen Werke in dialektischer Entwicklung zielgerichtet ergeben. Das wird in einer immer geistreichen, oft aber sehr subjektiven Art und Weise dargestellt. Gleichwohl ist offenbar in der heutigen Forschung von der Sensation, welche das ingeniose Werk damals machte, erstaunlich wenig geblieben.

Viel schlichter kam mehr als zehn Jahre früher ein amerikanisches Buch daher: *The Literature of the Middle Ages* von William T. H. Jackson (1960). Es konzentriert sich auf das 12. und 13. Jahrhundert und die hervorragenden Dichtungen, geht grundsätzlich komparatistisch-literaturwissenschaftlich vor und von den wichtigsten Literaturgattungen aus, bedient sich einer einfachen Sprache und will möglichst wenig Wissen voraussetzen. Der Erfolg des Buches zeigte sich an seiner deutschen Übersetzung 1967. Diese wurde mit dem Untertitel ‚Eine Einführung‘ versehen, konnte aber als solche in dem nationalphilologischen Fächersystem im deutschen Sprachraum offenbar nur wenig reüssieren. Das amerikanische Unterrichtssystem, das viel mehr mit Übersetzungen arbeitet, leistet der vergleichenden Literaturwissenschaft eher Vorschub. Andererseits kann sich die Vernachlässigung der sprachlichen Seite für die ästhetische Einschätzung eines Werkes auch sehr nachteilig auswirken. Abgesehen davon neigt Jackson mitunter zu recht oberflächlichen und simplifizierenden Urteilen, die nicht immer der didaktischen Absicht geschuldet scheinen.

Trotzdem steht der vorliegende Versuch dem von Jackson gewählten Texttyp weit näher als Bertaus Buch. Denn er ist ebenfalls gattungsgeschichtlich konzipiert und konzentriert sich auch auf das 12. und 13. Jahrhundert. Aber es setzt beträchtlich mehr voraus, nicht nur eine ungefähre Vorstellung von der allgemeinen Geschichte des mittelalterlichen Abendlandes, sondern auch sozial-, kultur-, sprach-, ideen- und formgeschichtliche Grundkenntnisse. Diese habe ich mit meinen *Grundlagen der europäischen Literatur des Mittelalters* (2011) zu vermitteln versucht, worauf der Leser im Text vielfach verwiesen wird (durchgehend mit der Sigle G und der Seitenzahl). Jackson wollte das Wichtigste davon in den ersten drei Kapiteln seines Buches liefern, wodurch für die Darstellung der Gattungen selbst (in der deutschen Fassung) nur dreihundert Seiten, also eine notgedrungen recht grobe Skizze, übrigblieben.

In meinen *Grundlagen* wird auch die Beschränkung auf das abendländische (lateineuropäische) Hochmittelalter kurz begründet. Zu der für einen sinnvollen Vergleich nötigen Einheitlichkeit des Gegenstandes – welche bei einer Ausweitung auf das griechisch-slawisch-orthodoxe und das islamische Mittelalter nicht mehr gewährleistet scheint – tritt die Vorstellung der Blüte der Literatur, die nun bereits im Titel des Buches erscheint. Die Metapher der Blüte soll kein biologisches Wachstum geistiger Hervorbringungen suggerieren, sondern nur die literaturgeschichtliche Situation im 12./13. Jh. mit einem Kürzel umschreiben, in welcher die lateinische Literatur sowie die romanischen und germanischen Literaturen mit gewissen zeitlichen Verschiebungen, aber grosso modo gleichzeitig ihren quantitativen und qualitativen Höhepunkt erreicht haben. Freilich lassen sich Einwände gegen diese Simplifikation vorbringen: Die lateinische Literatur, die sich ja einigermaßen kontinuierlich aus der antiken entwickelt, bringt auch schon viele Meisterleistungen in früheren Jahrhunderten hervor. Die italienische und spanische Literatur erreichen ihren Gipfel erst im 14. Jh. Die keltischen Literaturen stehen ohnehin in vielerlei Hinsicht abseits und erinnern uns an die auch nicht geringen Defizite, welche die oben angesprochene Einheitlichkeit des Abendlandes trotz allem aufweist. Zudem ist die Rechnung ohne die mündliche Dichtung gemacht, deren natürlich stets spekulative Einbeziehung ein durchaus anderes Bild ergäbe. Wir werden darauf zurückkommen müssen. Selbst die zeitlichen Grenzen 1100 und 1300 sind nicht genau zu nehmen. Der Schwerpunkt liegt auf dem Zeitraum ca. 1150 bis ca. 1250. Ausgriffe auf die Wurzeln der literarischen Entwicklung erfolgen selektiv, dann aber gelegentlich auch über 1100 zurück. Ähnliches gilt für die Zeit nach 1250, wo nur besondere Exemplare der Nachblüte (wie der zweite Teil des *Roman de la Rose*) herausgehoben werden.

Auch innerhalb dieser räumlichen und zeitlichen Grenzen ist eine strenge Auswahl aus der gewaltigen Materialfülle unerlässlich. Nicht leicht zu bestimmen sind die Kriterien der Auswahl. Nicht angezeigt erscheint eine völlige Einschränkung auf die Dichtung, wie sie Jackson vorgenommen hat. Sowohl die klassische wie die mediävistische Philologie haben mit gutem Grund für ihre Literaturgeschichten einen sehr breiten Literaturbegriff vorgegeben, der gar kein Schrifttum von vornherein ausschließt. Gleichwohl wird man in einer mittelalterlichen Literaturgeschichte Denkmäler, die einen rein technischen Charakter aufweisen und in ihrer Gebrauchsfunktion für die Lebenspraxis aufgehen, kaum suchen: Inschriften, Urkunden, Register, Gesetze, Weistümer, Gerichtsordnungen, Verbrüderungsbücher, Nekrologien, Ämterlisten, Genealogien und andere Personenverzeichnisse, Traditionsbücher, Urbare und andere Sachverzeichnisse, Rechnungsbücher, Kalendarien, Rezepte, Arzneibücher, Handwerksbücher und dergleichen. Minimale Anforderungen an die sprachliche Gestalt sollten grundsätzlich erfüllt sein. Was außerhalb des sprachlichen Codes steht, wie die Mathematik, fällt a limine aus. Aber auch mit naturwissenschaftlichen Schriften aus der Astronomie, Physik, Chemie, Biologie, Medizin etc. soll der Leser nur behelligt werden, wenn sie ausdrücklich naturphilosophische Interessen verfolgen. Am ande-

ren Ende der Skala steht die Sprachkunst im engeren Sinn. Ihr muß das Hauptinteresse gelten. Das läuft dann natürlich doch auf eine Privilegierung der Dichtung (unter Einschluß der dichterischen Prosa) hinaus, auch wenn wissensvermittelnde Texte von hoher ideengeschichtlicher Bedeutung, aber vergleichsweise geringem ästhetischem Anspruch nicht gänzlich ausgegrenzt werden. Über diese Bedeutung muß aber von Fall zu Fall entschieden werden, und jeder Kritiker wird hier andere Lücken bemängeln. Auf jeden Fall erhalten wissenschaftliche, unterweisende und erbauliche Schriften weniger Raum als poetische, sprachkünstlerische und unterhaltende.

Die Auswahl der Denkmäler aus den einzelnen Literatursprachen muß zuerst einmal von ihrer Ausstrahlungskraft gesteuert sein. Im Zentrum steht dann im 12. und 13. Jahrhundert Frankreich, wo die lateinische Scholastik, die okzitanische Liebeslyrik und der französische höfische Roman entstehen und von dort in mannigfaltigen Transformationen ins ganze Abendland übernommen werden. Das anglonormannische England kann dabei ohnehin als integrierender Bestandteil der französischen Kultur gelten. Aber auch die Auswirkungen auf Deutschland sind beträchtlich. Die Ausführlichkeit, mit welcher die deutsche Literatur im vorliegenden Band behandelt werden wird (mit gelegentlichem Blick auf die eng verwandte niederländische Literatur), verdankt sich freilich nicht einer besonderen Nähe zu Frankreich, die in Italien oder Spanien ja nicht geringer war, sondern der Ausrichtung dieses Buches auf deutschsprachige Leser. Hinzu kommt hier aber als Argument noch die außerhalb des französischen Einflusses stehende einheimische Tradition, insbesondere die der Heldenepik aus germanischer Wurzel. Diese wird in der Diskussion der mündlichen Dichtung eine große Rolle spielen. Neben dem gemeinsamen Ursprung fällt dabei auch eine spätere Ausstrahlung deutscher Nibelungen- und Dietrichepik auf Skandinavien ins Gewicht.

Skandinavien, insbesondere Island, hat da inzwischen eine reiche originelle Dichtung geschaffen, die eine viel einläßlichere Darstellung verdienen würde, als sie hier geliefert werden kann. Da sie ihrerseits aber kaum auf die geistigen Zentren des okzidental Europas einwirkt, muß sie doch in den Hintergrund treten. In noch höherem Ausmaß gilt dies für die keltischen Literaturen, die im Hochmittelalter ganz an den Rand gedrängt werden. Allerdings gelangen auf mündlichem Wege eine Menge britannisch-bretonischer Mythen und Sagen ins Französische und von hier wiederum ins ganze Abendland. Spanien und Italien schließlich übernehmen eifrig okzitanische und französische Literaturprodukte, vorerst aber vor allem in der leicht überformten Fremdsprache und entwickeln ihre eigene Produktion erst langsam, ehe sie ihrerseits im 14. Jh. ihren ersten Höhepunkt erreicht. Sie werden daher in diesem Buch weithin vernachlässigt. Dasselbe gilt für die slawischen Literaturen, die dem Abendland zugerechnet werden können. Auch die älteste davon, die tschechische, bringt die ersten wichtigen Denkmäler erst im 14. Jh. hervor.

Was aber ist ein wichtiges Denkmal? Die literarische Wertung gehört bekanntlich zu den prekärsten Geschäften der Literaturwissenschaft. Unbestreitbar wird aber keine

Literaturgeschichte ohne sie auskommen können, und eine, welche die Blüte im Titel trägt, schon gar nicht. Sie kann gleichsam nur den Höhenkamm literarischer Leistungen abschreiten und nur kurze Blicke in die Täler werfen, um das Panorama abzurunden. Selbst unter den Gipfelpunkten muß ausgewählt werden, insbesondere in der Lyrik. Als Kriterien der Wertung, die sich vergleichsweise objektiv begründen lassen, dienen (1) die Repräsentativität oder Ausnahmestellung in der Entstehungszeit, (2) historische ästhetische Wertmaßstäbe, (3) die Zeugnisse für die Wertschätzung beim zeitgenössischen und späteren Publikum sowie für die Wirkungsmächtigkeit in der Tradition. Das alles wird aber nicht reichen. Man wird die Frage nach der viel schwerer objektivierbaren überzeitlichen, universalen literarästhetischen Qualität stellen und – wie subjektiv auch immer – beantworten müssen. Das Ergebnis ist dann zwangsläufig vielfach ein in den einzelnen Nationalphilologien bereits üblicher Kanon von Meisterwerken (meist festgehalten in diversen Anthologien), welche dem Fachmann schon zum Überdruß interpretiert scheinen, sich im komparatistischen Vergleich aber vielleicht doch ein bißchen anders ausnehmen mögen. Zur ersten Orientierung herausgehoben sind im vorliegenden Buch ‚Meisterwerke‘ durch das Zeichen *. Doch geschieht dies grundsätzlich nur bei Dichtungen. Etwa einem Meisterwerk der Geschichtsschreibung wie der Chronik Ottos von Freising wird es vorenthalten. Literarische Vorzüge und Mängel müssen jedoch hier wie allenthalben immer wieder benannt werden, mögen sie auch der gegenwärtigen Forschung als weithin unbeweisbar gelten.

Das richtige Verhältnis zwischen Primärinformation (Entstehung, Überlieferung, Inhalt) und Interpretation der einzelnen Denkmäler zu finden fiel gar nicht leicht. Das hier gewählte stärker exemplarische Vorgehen legt jedoch die Beschränkung der reinen Wissensvermittlung nahe, welche in den einschlägigen Handbüchern besser geleistet werden kann. Damit verringern sich v. a. die Informationen über die äußere Literaturgeschichte (regionale Zentren und Traditionen, literarisches Leben, Mäzenatentum [G 199–218], Interdependenz der Gattungen etc.) zugunsten der Gattungsgeschichte naturgemäß beträchtlich. (Der Verzicht auf die Erörterung philologischer Detailfragen, auch gelegentlicher Abweichungen von den zitierten Ausgaben, versteht sich wohl von selbst.)

Es werden ca. zwei Dutzend gattungsgeschichtliche Längsschnitte geboten und aus ihnen ausgewählte *Meisterwerke herausgehoben und ausführlicher besprochen – einschließlich ausführlicher Inhaltsangaben, die trotz des Petitdrucks keine Leser überspringen sollte. In Kap. 20 wird das Wichtigste zur altnordischen Literatur zusammenfassend nachgetragen, gleichsam als Anhang, da die hier ausgeformten Gattungen im übrigen Europa nur vage Entsprechungen haben. Insgesamt kann selbstverständlich nur ein Überblick aus großer Höhe geboten werden, der unzählige wichtige Einzelheiten zu sehen verwehrt. Das gilt leider nicht nur für das Ergebnis, sondern schon für die Arbeit, die dazu geführt hat. Die Aufgabe hat die Kompetenz des Schreibenden schlicht überstiegen. So läßt sich für den vorliegenden Band dasselbe sagen, was Arthur G. Rigg in der Einleitung zu seiner *History of Anglo-Latin Literature* 1992 geschrieben hat (S. 1):

This book [...] suffers from too sketchy a knowledge of the primary sources and even more from too little reading in secondary works. It is full of hasty generalizations, even prejudices. It is, however, a map of sorts, and, as such, it is something that has not been available before.

Die Annäherung an die Materie ist notgedrungen vor allem über Handbücher, Lexika und Überblicksdarstellungen erfolgt. Nur in den Abschnitten, die den ausgewählten Meisterwerken gewidmet sind, darf der Leser sich darauf verlassen, daß die Darstellung unmittelbar aus den Primärquellen schöpft. Sonst wurde sogar häufig auf die Suche nach der neuesten, oft schwer zugänglichen Textedition verzichtet. Die neu-hochdeutsche Übersetzung der Originalzitate stammt, wo nicht ausdrücklich anders vermerkt, grundsätzlich vom Verfasser dieses Buches. Die selektive Benutzung der Forschungsliteratur wurde nicht nur durch ihre Masse und oft begrenzte Erreichbarkeit erzwungen. Eine Darstellung wie die vorliegende, die selbst viele Jahre in Anspruch genommen hat, kann nicht dazu bestimmt sein, einen momentanen Forschungsstand, der morgen schon ein anderer sein kann, abzubilden, sondern sollte zumindest für einige Jahrzehnte lesenswert sein. Sie ist erwachsen aus dem jahrzehntelangen Umgang mit den Texten und ihren Interpretationen, jedoch nicht aus dem Glauben an einen unablässigen segensreichen Fortschritt der Forschung. Natürlich können deren neuere Ergebnisse ältere obsolet machen, diese sich jedoch im Laufe der Zeit auch überraschend als beständig oder überlegen erweisen. Die Geisteswissenschaften kennen viele veritable Irrwege, die sich oft erst nach Jahrzehnten als solche erweisen. Als ein solcher kann etwa (in den 60er und 70er Jahren des 20. Jh.) die Erklärung des Aufschwungs der volkssprachlichen Lyrik und Epik im 12. Jh. durch den Aufstiegswillen des Kleinadels oder (im frühen 21. Jh.) die positivistische Reduktion der mittelalterlichen Literatur auf die unmittelbar greifbaren, tatsächlich überlieferten handschriftlichen Texte gelten.

Die Forschung wird im Literaturverzeichnis am Ende des Bandes dokumentiert. Einschlägige Werke, v. a. Handbücher, erscheinen abgekürzt auch am Beginn des betreffenden Abschnitts. Einzelne Forschungsreferenzen werden dann nur noch in Ausnahmefällen angebracht. Solche und weitere, indirekte und wörtliche Zitate erhalten ihren Nachweis in Klammern (Autor oder Kurztitel mit Jahreszahl und ggf. Seitenzahl). Fußnoten werden vermieden. Der gelehrte Apparat soll den Lesefluß nicht hindern. Es wird die alte Rechtschreibung beibehalten.

